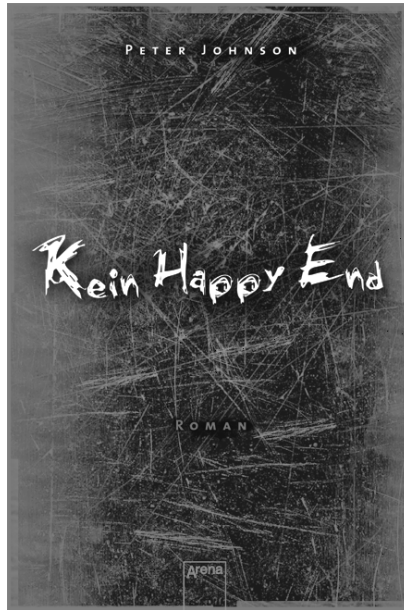


Peter Johnson

Kein Happy End



Ich weiß nicht, was die Wahrheit ist oder wer sie hören will, aber ich weiß, was geschehen ist. Wenn euch meine Geschichte manchmal wirr vorkommt, dann liegt das daran, dass auch in meinem Kopf ein ziemliches Durcheinander herrscht. Und daran, dass im Leben nicht erst die eine Sache passiert und dann die nächste, alles fein säuberlich hintereinander weg wie bei einer Parade, in logischer Abfolge, die schließlich zum Happy End führt. Denn in meinem und Kyles Leben gab es nicht viele glückliche Ausgänge – genauso wenig wie glückliche Anfänge oder Mittelteile –, sondern einfach Ereignisse, die man wie Puzzleteile zusammensetzen musste. Und wenn uns das gelingt, dann können wir vielleicht irgendeinen Sinn darin sehen, was passiert ist, vielleicht sogar daraus klug werden und besser damit umgehen, was wir getan haben (oder was wir laut anderen angeblich getan haben). Also, hört gut zu: Hier beginnt meine Geschichte und hier endet sie auch.

»Wenn du nicht sofort die Klappe hältst, Tablettenfresser«, sagte Porky, »dann binden wir dir ein Seil um den Hals und schleifen dich hinter dem Auto her.« Sein fleischiges Gesicht schwabbelte vor Lachen.

Duane lachte mit. Er trat das Gaspedal durch und ich merkte, wie das Heck des neuen BMW auf der schneebedeckten Fahrbahn seitlich ausbrach. Seit drei Stunden schneite es unaufhörlich und weit und breit war kein Schneepflug in Sicht. Doch

Duane schien das nicht zu stören. Seine linke Hand lag lässig auf dem Lenkrad, in der rechten hielt er einen Joint. Das war auch die Hand, mit der er Peter Rospinis geschlagen hatte. Die Hand, die nun in ein blutbeflecktes Taschentuch gewickelt war. »Ein Indianer kennt keinen Schmerz«, sang er lachend und Porky stimmte mit ein.

»Echt ein blöder Spruch«, brummte Kyle.

»Ein Indianer kennt keinen Schmerz«, gröhlten die beiden weiter, während Duane den Motor aufheulen ließ und das Auto erneut ins Schlingern geriet, ehe die Reifen wieder griffen.

»Mach ein bisschen langsamer, Duane«, bat Kyle und versuchte, ihm den Joint aus der Hand zu nehmen.

»Wenn du mal ziehen willst«, sagte Duane, »musst du es nur sagen.«

»Nie im Leben rührt Kyle dieses Zeug an«, schaltete ich mich ein. »Würdest du Kyle auch nur ein bisschen kennen, dann wüsstest du das.«

»Sag mal, für wen hältst du dich?«, meinte Porky. »Seine Alte oder was?«

»Lass ihn in Ruhe«, sagte Kyle.

»Und wenn nicht?«

»Trete ich dir in deinen dicken, fetten Arsch.«

Das letzte Mal habe ich meinen Vater an dem Tag gesehen, an dem meine Mutter beerdigt wurde. Nachdem die Trauergäste weg waren, küsste er mich und Kyle auf die Stirn und schickte uns ins Bett. Er war ein breitschultriger, hochgewachsener, gut aussehender Mann, in seiner Highschool-Zeit ein Basketballstar, doch an jenem Abend sah er müde aus und seine Augen waren glasig. Er blinzelte nicht. Es war einer dieser eisigen Dezemberabende, an denen man riechen konnte, dass Schnee in der Luft lag. Es hatte mich gewundert, dass sie es überhaupt ge-

schafft hatten, ein dermaßen tiefes Loch auszuheben. Aber als ich Kyle darauf ansprach, sagte er nur: »Schlaf jetzt.« Und ich schlief. Und träumte, dass ich auf dem Friedhof war und die kleinen Metallschilder las, die an die verschiedenen Baumstämme genagelt waren – *Sumpfeiche*, *Japanische Zerkove*, *Gurken-Magnolie*. Ich fragte mich, wo die Eichhörnchen waren, die sonst immer in Scharen gelaufen kamen, wenn meine Mutter und ich Grabstein-Rubbelbilder gemacht hatten. Aber dann sah ich ihn: einen Falken mit roten Schwanzfedern, der von der Krone einer Eiche auf mich herabstieß. Und doch hatte ich keine Angst. Ich blieb einfach stehen, als er näher kam und seine Klauen vorstreckte. Im letzten Augenblick warf ich mich auf den Boden und spürte, wie ein eisiger Lufthauch über mich hinwegfegte. Dann erwachte ich von einem lauten Schaben. Der Digitalwecker zeigte 2:04 Uhr an und der gläserne Briefbeschwerer meiner Mutter glotzte mich von meinem Nachttisch aus an. Ich sah zu Kyles Bett hinüber, doch es war leer. Stattdessen stand er zusammengekauert am Fenster und blickte, das Gesicht vom fahlen Schein der Garagenlampe erleuchtet, auf den Hinterhof hinunter.

»Was gibt's da draußen zu sehen?«, fragte ich.

»Pssst«, sagte er. »Komm her.«

Ich tappte zum Fenster. Während wir geschlafen hatten, hatte es geschneit und das Schneetreiben hielt noch immer an. Unter dem Basketballkorb in der Auffahrt schippte mein Vater in Jeans, Turnschuhen und einem weißen T-Shirt wie ein Irrer Schnee. Kyle und ich beobachteten ihn ungefähr zehn Minuten lang dabei. Auch als der Schneefall nachließ, schaufelte er weiter, bis er eine große Fläche vor dem Korb frei geräumt hatte. Er betätigte den automatischen Türöffner der Garage, ging hinein und kam mit einem Basketball zurück. Dann fing er an, Körbe zu werfen. Zuerst machte er langsame, kontrollierte

Würfe, dann feuerte er den Ball weg, rannte ihm nach, bis er ihn eingefangen hatte, drehte sich zum Korb und zielte wieder. Wenn er nicht traf, dribbelte er bis unter das Brett und machte einen Korbleger. Immer und immer wieder nahm er Anlauf, sprang, dribbelte. Ein paar Mal rutschte er aus oder hielt kurz inne, um sich die schneenassen Haare aus den Augen zu streichen.

»Dreht er jetzt durch?«, fragte ich.

»Nein, er ist traurig«, sagte Kyle. »Wir sollten jetzt wieder ins Bett gehen.«

Und das taten wir auch. Am nächsten Morgen suchten wir meinen Vater überall, doch er war verschwunden. Alles, was von ihm übrig blieb, waren ein nasses T-Shirt auf dem Küchentisch und ein Paar feuchte Turnschuhe, die zum Trocknen auf der Heizung lagen.

Ich wohne mit meinem Bruder Kyle und meiner Tante Lucy im Norden von Buffalo – nicht da, wo die Reichen wohnen und die asiatischen und mittelamerikanischen Gärtner mit ihren Lieferwagen vorfahren, um ihre Harken, Rasenmäher und Laubbläser zu entladen. Nicht da, wo langbeinige katholische und jüdische Mädchen die BMWs ihrer Väter parken.

Dort wohnt Duane.

Und seine Schwester Emily.

Ich habe ein Stipendium für die Canisius-Highschool, weil schon mein Vater dorthin ging, weil meine Mutter tot ist, weil ich bei meiner Tante Lucy wohne, die an einer reinen Mädchenschule unterrichtet, weil ich nicht auf den Kopf gefallen bin und weil vor langer Zeit etwas passiert ist, aufgrund dessen die Leute ein Auge auf meinen Bruder und mich haben – auch wenn Kyle immer sagt, dass er seine Ruhe haben will. Er ist voller Wut, nimmt aber im Gegensatz zu mir keine Medika-

mente. Das mit den Tabletten fing bei mir in der fünften Klasse an, als ich bei einem Film, den wir im Unterricht angeschaut haben, eingeschlafen und laut keuchend hochgeschreckt bin. Auf dem Bildschirm war gerade ein riesiger Löwe zu sehen. Es war einer dieser »Und-wenn-sie-nicht-gestorben-sind-dann-leben-sie-noch-heute«-Filme, die stets gut ausgehen und die ich hasse wie die Pest. Seit damals habe ich mir diesen Film zehnmal angeschaut, um zu verstehen, was da mit mir passiert ist. Aber alles, was ich kapiert habe, ist, dass ich anders tickte als die anderen. Manchmal habe ich das Gefühl, Gottes Hand hätte mich berührt – oder irgendeine Art von höherem Wesen –, und wenn ich nur gut genug hinhöre, dann kann ich seine Worte verstehen. Er klingt wie ein Blauhäher, der zwitschernd in den Zweigen der Eiche hinter unserem Haus sitzt, wie ein Basketball, der den Holzboden einer Turnhalle küsst, oder wie eine Pfanne, die mit einem Scheuerlappen sauber gerubbelt wird. Oder vielleicht wie zorniger Donner in weiter Ferne oder die Stille, wenn ich mir vorstelle, dass Kyle Emily küsst, schh, schh.

So sieht es also in meinem Kopf aus.

»Deine totale Reizüberflutungszentrale«, hat Kyle mein Gehirn einmal genannt, als er mich mitten in der Nacht in den Arm genommen hat.

In einer anderen Nacht saßen Kyle und ich unter dem Basketballkorb in unserer Auffahrt. Kyle ließ den Ball auf seinem Zeigefinger kreiseln und beobachtete, wie er im Licht der Hoflampe schimmerte wie eine Christbaumkugel. »Katze« nennen sie ihn, weil seine Bewegungen beim Basketball so geschmeidig, so weich und fließend sind.

»Denkst du manchmal an Dad?«, fragte ich ihn.

Er verzog das Gesicht, stand auf und begann, Körbe zu werfen. Ich ließ nicht locker. »Sag schon.«

- »Ist doch egal«, gab er zurück.
»Aber fragst du dich nie, ob er noch am Leben ist?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Weil er tot ist.«
»Woher willst du das wissen?«
»Weil er schon immer tot war.«

In jener Januarnacht waren wir zu viert im Auto: ich, Kyle, Porky und Duane. Wir hatten St. Joe's im Halbfinale besiegt und fuhren zu Rondo, um zu feiern. Rondos Eltern waren nie zu Hause. Manchmal fragten wir uns, ob er überhaupt Eltern hatte, aber keiner sagte etwas, weil wir dort tun und lassen konnten, was wir wollten, mit wem wir wollten und wann wir wollten. Außerdem hatte Rondo im Keller eine Bowlingbahn. Eine richtig professionelle Bowlingbahn mit automatischem Pin-Aufsteller. In Rondos Familie waren alle bowlingverrückt und als echter Fan sammelte er gebrauchte Bowlingtrikots. Seine Begeisterung ging sogar so weit, dass er einen ohne Bowlingtrikot und Bowlingschuhe gar nicht bei seinen Partys reinließ. Etwa dreißig Jugendliche waren da – alle betrunken oder bekifft – und rollten die Bälle die Bahn entlang. Aus dem Stand oder mit Anlauf so wie Kyle, der trotz seines schlaksigen Körperbaus den Ball mit aller Wucht auf die Pins schleuderte. Es ging hoch her, aber alles war unter Kontrolle, bis Rondo auffiel, dass Duane und Porky keine Bowlingtrikots trugen. Was dann geschah, kann ich nicht genau sagen, denn ich hatte auch getrunken. Aber ich erinnere mich, dass Rondo und Duane anfangen, sich zu schubsen. Dann fanden sich Pärchen, die sich einen Platz auf der Couch oder in einer dunklen Ecke suchten. Auch Peter Rospinis, Vorsitzender der katholischen Bruderschaft, war da – echt ein netter Kerl, aber er hätte lieber nicht

auf diese Party gehen sollen. Vor allem nicht mit seiner Freundin, denn natürlich musste sich wieder mal irgendein Schwachkopf über seinen Namen lustig machen. Wie so oft war es Duane, der völlig idiotisch rumbrüllte: »Peter *Rot-Penis!* Peter *Rot-Penis!*«, sodass Peter keine andere Wahl hatte, als seine Ehre zu verteidigen. Das war der Punkt, an dem sich die Party nach draußen verlagerte. Alle nahmen ihr Bier, als Duane und Peter in Jeans und T-Shirt in den Garten gingen – wir waren alle schon zu betrunken, um uns um den Schnee zu scheren. Vielleicht war es die Kälte oder die Schneeflocken, die auf meinem Gesicht schmolzen – jedenfalls wurde ich langsam wieder klar im Kopf, als Duane den ersten Treffer landete. Dann hagelte es nur so Schläge und Hiebe. Ich erinnere mich an das widerliche Geräusch von Knochen, die dumpf auf Fleisch trafen. Die beiden lieferten sich eine heftige Prügelei, und obwohl wir wollten, dass sie damit aufhörten, sahen wir tatenlos zu. Kyle war der Einzige, der Anstalten machte dazwischenzugehen, doch Porky und ein paar andere hielten ihn zurück. Der Kampf ging weiter, bis Duane Peter – wahrscheinlich vor lauter Verzweiflung – in den Schwitzkasten nahm und blindlings auf ihn einschlug. Da tauchte plötzlich wie aus dem Nichts Emily auf. Die liebe, süße Emily. Sie durchbrach den Kreis der Zuschauer, sprang auf Duanes Rücken und riss ihn zu Boden. Die beiden wälzten sich ein paar Mal im Schnee herum, bis der muskelbepackte Duane schließlich auf ihr saß. Aus seinem blonden Schopf rann geschmolzener Schnee, vermischt mit Schweiß. Da riss Kyle sich los und stürzte sich auf ihn. Dieses Duell stand schon lange im Raum und alle waren gespannt darauf, doch es kam nicht dazu, weil die anderen aus unserer Basketballmannschaft die beiden trennten – wahrscheinlich dachten sie an das Meisterschaftsspiel nächste Woche. Nach dem Kampf beruhigten wir uns alle wieder, als hätte

der Ausbruch eine Art Anspannung gelöst oder uns von einem Schmerz befreit. Duane bot sogar an, uns nach Hause zu fahren.

Emily ist eine Tatsache. Eine Naturgewalt. Zum ersten Mal sah ich sie, als ich im Sommer der zehnten Klasse einen Ferienjob bei CVS, einer großen Apotheken-Kette, fand, wo ich Regale auffüllen und das Lager putzen musste. Ich weiß nicht, warum sie jobbte, denn sie brauchte das Geld nicht. Man sagte mir, ich solle mich an sie wenden, wenn ich eine Frage hätte. Also dachte ich mir alle möglichen Fragen aus, weil ich mich wegen ihrer offenen und freundlichen Art sofort zu ihr hingezogen fühlte. In den Mittagspausen saßen wir auf Kisten voller Aspirin und Abführmittel, aßen Müsliriegel und tranken Cola. Emily hatte blaugrüne Augen, in denen man sich verlieren konnte. Sie spielte Fußball auf einer Position im Mittelfeld, denn obwohl sie sehr schlank war, hatte sie überraschend viel Kraft und Ausdauer. Am liebsten trug sie hautenge Tops in kräftigen Farben, wirkte darin aber doch nie billig, und ihre auffallend breiten Schultern brachten ihre kleinen Brüste richtig zur Geltung, sodass es mir schwerfiel, nicht ständig darauf-zustarren.

Einmal, nach einer Frühschicht am Wochenende, fragte mich Emily, ob ich Lust hätte, in den Zoo zu gehen. Einen Moment lang dachte ich, dass sie sich vielleicht, ganz vielleicht für mich interessieren könnte, aber dann fragte sie mich ständig über Kyle aus. Obwohl sie mich bat, ihm nichts zu sagen, erzählte ich es ihm brühwarm, weil ich mir dachte, dass sie eigentlich genau das wollte. Wir verließen gerade das Affenhaus – worüber ich sehr erleichtert war, weil ich es nicht ertragen hätte, den einen Affen noch einmal etwas auskotzen und dann wieder auffressen zu sehen –, als sie sagte: »Weißt du eigentlich, dass

deine und meine Eltern sich in der Highschool gekannt haben? Mein Vater war sogar eine Zeit lang mit deiner Mutter zusammen.«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte.

»Unsere Väter haben im selben Basketballteam gespielt. Und sie haben die Meisterschaft gewonnen«, fügte sie noch hinzu. Davon hatte ich schon gehört, obwohl ich ihren Vater nicht kannte. Es war sogar ein ganzer Flügel unseres Schulgebäudes nach ihm benannt. Aber mit Geld kann man bekanntlich alles kaufen . . .

»Was hat Duane eigentlich gegen Kyle?«, fragte ich sie. »Warum hasst er ihn so?«

Sie schien erstaunt. »Wie kommst du darauf?«

»Weil Duane zu Kyle gesagt hat, dass er seine Finger von dir lassen soll.«

Das schien sie ziemlich wütend zu machen und sie wechselte schnell das Thema. Wir liefen zum Gehege des Afrikanischen Wildesels, den ich ihr unbedingt zeigen wollte. Ich erklärte ihr, dass er eines der seltensten Tiere der Welt war, eine Kreuzung zwischen einem männlichen Esel und einer Pferdestute, und erzählte, dass ich vorhatte, die Patenschaft für ihn zu übernehmen. Der Zoo bot ein Patenschaftsprogramm an, bei dem jeder Pate werden konnte, der sich finanziell am Futter für die Tiere beteiligte. Sie lachte, aber ich sagte ihr, dass es mir damit absolut ernst war. Dass ich am liebsten für alle Tiere hier im Zoo die Patenschaft übernehmen würde, wenn ich das Geld hätte.

»Sogar für solche, die ihre eigene Kotze fressen?«

»Vor allem für die«, sagte ich.

Und sie lachte ihr breites, wunderschönes Emily-Lachen. »Du bist verrückt!«, meinte sie und irgendwie bin ich das auch.

Porky und Duane grölten vor Lachen, als der BMW durch den Schnee schlingerte.

»Kommt, wir machen einen Abstecher zum Delaware Park«, sagte Duane. Als er am Zoo von der Hauptstraße abbog, verschwand mit den letzten Lichtern aus Häusern am Straßenrand auch die Straße selbst aus dem Blick, sodass Duane mehr nach Gefühl und Erinnerung fuhr – oder was davon noch übrig war. Als wir den Eingang des Zoos passierten, kam er mit dem rechten Hinterreifen auf den Randstein und Kyle und ich wurden auf dem Rücksitz durchgeschüttelt. Porky fiel der brennende Joint auf den Boden, und als der Stummel im Fußraum nach hinten rollte, schnappte Kyle ihn sich, warf ihn aus dem Fenster und sagte: »Halt um Himmels willen an.«

»Er hat unseren Joint rausgeschmissen«, beschwerte sich Porky, aber Duane lachte nur.

»Ich hab alles im Griff, Katze«, sagte er nach hinten zu meinem Bruder. »Weißt du, wie oft ich diese Strecke schon gefahren bin? Und wie oft ich hier mit Mädchen rumgemacht habe?«

Kyle schnellte zum Fahrersitz vor, als wolle er Duane von hinten packen, doch Porky stieß ihn wieder zurück in den Sitz.

»Mach dich locker«, sagte Duane. »Du willst doch nicht, dass ich böse werde, oder? Ich bin schon klatschnass von meiner kleinen Auseinandersetzung mit Rospinis und jetzt habe ich auch noch zwei solche Loser wie euch auf der Rückbank. Einer davon bumst meine Schwester, sehr zum Leidwesen meines Vaters. Und trotzdem bin ich ganz zufrieden mit diesem Abend. Ich finde, es ist eine wunderbare Nacht für eine kleine Spritztour.«

Porky lachte. Er zündete sich einen neuen Joint an und reichte ihn an Duane weiter, der wieder Vollgas gab. Nur der linke Randstein verhinderte, dass wir eine Straßenlaterne rammten.

Kyle ließ sich in seinen Sitz zurücksinken. Wahrscheinlich dachte er, es wäre das Beste, den Mund zu halten, bis wir zu Hause waren. Aber Duane war noch nicht fertig.

»Ich hab da mal ein Buch gelesen«, sagte er.

»Ich wusste gar nicht, dass du lesen kannst«, meinte Porky lachend.

»Halt 's Maul, Arschloch. Wie ich schon sagte, ich hab so ein Buch gelesen, in dem ein Typ mit zweihundert Sachen fährt und seinen Mitfahrern immer wieder erzählt, dass er sie in fünfzig Kilometern gegen eine Betonmauer fahren würde. Er hat alles genau geplant und er treibt sie fast in den Wahnsinn, indem er ihnen ständig irgendwelche Fragen stellt. Irgendwie gefällt mir diese Vorstellung. Also, Katze, hier sind meine Fragen: Warum kann ich dich nicht ausstehen? Warum streiten sich meine Eltern immer noch über deine tote Mutter?«

Doch statt die Antwort abzuwarten, ließ er das Auto plötzlich über den Bordstein rumpeln und steuerte es durch den tiefen Schnee, der ein Baseballfeld bedeckte. Er hielt geradewegs auf den Ballfangzaun zu und riss dann schnell das Lenkrad herum, sodass wir uns im Kreis drehten. Hätte er uns nicht vorher von dem Buch und der Betonmauer erzählt, wäre es witzig gewesen.

»Was hat das alles zu bedeuten, Katze?«, fragte er, brachte das Auto wieder unter Kontrolle und fuhr in die Mitte des Spielfelds. »Wo ist der Zusammenhang?«

Pater Samuel betont immer wieder, dass alles miteinander in Zusammenhang steht. Dass es einen großen, übergeordneten Plan gibt, der dafür zuständig ist, dass die Pflanzen so wachsen, wie sie sollen, und dass die Sonne jeden Morgen pünktlich aufgeht. »In der Natur und im Leben«, sagt er immer, »folgt alles einer bestimmten Ordnung und Logik. Er bezeichnet das

als die *kosmische Ordnung der Schöpfung* mit Gott an der Spitze, der alle Entscheidungen trifft.

Als er im Unterricht davon anfang, sagte Rondo: »Darf ich Sie etwas fragen, Pater?«

»Natürlich, Mr Rondelli. Ist Ihnen etwas nicht ganz klar geworden?«

»Doch, doch, Pater. Ich verstehe, was Sie sagen. Aber es gibt da etwas, das ich nicht kapiere.«

»Was gibt es daran zu *kapieren*, mein Sohn? Es ist doch alles ganz einfach.«

»Na ja, Pater . . . Bill Sheehan – Sie kennen doch Bill, oder?«

»Ja, Mr Rondelli, ich kenne ihn.«

»Er hat mich heute mit dem Auto zur Schule mitgenommen und im Radio sagte der Nachrichtenfuzzi, dass in Eugene, Oregon, ein Typ seine Frau und seine Schwiegermutter ermordet hat, weil die Schwiegermutter seine Frau dazu überredet hat, für eine Mikrowelle mit einem anderen Kerl ins Bett zu springen.«

Ein paar Schüler lachten, aber Rondo verzog keine Miene.

»Nein, im Ernst, Pater«, sagte er. »Wie erklären Sie diesem Mann die Sache mit der kosmischen Ordnung der Schöpfung und dem übergeordneten Plan? Ich meine, wie erklären Sie ihm, dass Gott, als er sich hinsetzte und das Universum erschuf, anscheinend beschlossen hat, dass die Frau dieses Mannes ihn für eine Mikrowelle mit einem anderen betrügen sollte?«

Diesmal lachten alle. Bis auf Rondo, denn der musste das jetzt durchziehen und so tun, als handle es sich tatsächlich um eine ernst gemeinte Frage, damit Pater Samuel ihm nicht eine verpassen würde, die ihn vom Stuhl riss.

Pater Samuel starrte Rondo indes nur an und überlegte fieberhaft, was er darauf sagen sollte, denn wie wir alle wusste auch

er, dass alle Rondellis, die auf die Canisius-Highschool gegangen waren, helle Köpfe waren. Und wenn das eine ernst gemeinte Frage war, dann sollte er eine gute Antwort darauf parat haben. Also erklärte er uns, dass sich nicht alles erklären ließ und dass dieses eine Ereignis sehr wohl Teil eines übergeordneten Plans war, der jedoch für uns mit unserer beschränkten Sicht nicht erkennbar war. Es war witzig, wie er zehn, fünfzehn Minuten herumeierte – auch wenn es andererseits überhaupt nicht komisch war. Denn könnt ihr mir vielleicht sagen, wie man dem Kerl die kosmische Ordnung der Schöpfung erklären soll? Und wenn nicht, wieso steht man dann morgens überhaupt auf?

Manchmal wache ich nachts schweißgebadet auf und mir wird bewusst, wie unsinnig das alles ist – zum Beispiel darauf zu hoffen, dass ich meine Mutter irgendwann wiedersehen werde, obwohl ich weiß, dass es vielleicht nur eine Illusion ist. Dieser Gedanke schnürt mir die Luft ab, als würde sich eine riesige Anakonda immer enger um meinen Hals schlingen. Vielleicht habe ich Angst, weil meine Mutter gestorben ist oder weil mein Vater uns verlassen hat und dann auch noch seine Eltern nach Florida gezogen sind und wir nie wieder von ihnen gehört haben. Oder vielleicht bin ich auch selbst das Problem, denn es gibt mit Sicherheit Leute, die stärker sind als ich und sich nicht wegen jeder Kleinigkeit verrückt machen. Die Sorte Mensch, die Katastrophen überleben und sich nie fragen, wieso gerade sie verschont geblieben sind. Ich wäre auch gerne so. Ich würde gerne meine Medikamente in den Mülleimer treten und auch all die Zitate und Zeilen aus Songtexten, mit denen ich das Haus zukleistere, um mich zum Lachen zu bringen – oder um mich davon abzuhalten, von einer Brücke zu springen. Aber dann habe ich auch wieder eigenartig klare

Momente, als würde ich in einen schlammigen Teich schauen, und plötzlich sehe ich weit unten goldene Fische schwimmen, aus deren Kiemen die Antworten strömen. Meistens überkommen mich solche Erleuchtungen auf einem bestimmten Turm in der Innenstadt am Jachthafen. Manchmal fahre ich im Frühherbst oder im Frühling nach der Schule mit dem Bus dorthin und kaufe mir zwei Hotdogs, setze mich ans Seeufer und betrachte die Jachten, die am Kai liegen. Danach gehe ich zu dem Turm, wo sich außer mir so gut wie nie jemand rumtreibt, und steige die vier Treppen zur Spitze hinauf. Von dort oben habe ich einen guten Ausblick über den See und kann darüber nachdenken, wie das Leben hier wohl vor hundert Jahren gewesen sein mag. Zu einer Zeit, als die Leute noch zu sehr mit dem reinen Überleben beschäftigt waren, um ständig zu grübeln oder Unruhe zu stiften. Jetzt ist alles viel komplizierter. Deshalb komme ich hierher. Hinter mir die Stadt – Tausende von Menschen, die ihre Kreditkarten zücken und Geld abheben, alle Teil der kosmischen Ordnung, Teil der Schöpfungshierarchie, von Gott über den Menschen, Tiere, Pflanzen bis hin zum winzigsten Sandkorn. Und sie alle ahnen nicht, dass jede Stufe dieser göttlichen Hierarchie-Leiter aus Pappmaschee gemacht ist. Vor mir der See, dessen Ruhe sich auf mich überträgt und mich an etwas glauben lässt. Woran, das weiß ich nicht so genau. »Hab Glauben. Hab Vertrauen«, hat Emily mal zu mir gesagt, lange bevor der Unfall geschah.

Schließlich manövrierte Duane das Auto wieder zurück auf die Straße und wir schossen wie eine Rakete aus dem Park. Er stieß Schreie aus und hieb immer wieder mit seiner verwundeten Hand auf das Lenkrad, und als Porky ihm eine Dose Bier öffnete, war klar, dass das nicht mehr lange gut gehen konnte. Vielleicht wartete hinter der nächsten Biegung schon ein Bulle

auf uns oder eine riesige, schneebedeckte Eiche, die ihre kahlen Äste nach einer Tragödie ausstreckte und auch einmal in die Sechs-Uhr-Frühnachrichten kommen wollte.

»Wohin fahren wir?«, fragte Porky – eine Frage, die ich mir auch stellte, jedoch nicht laut ausgesprochen hatte, aus Angst, sie könne Duane nur noch mehr aufbringen.

»Nach Park Meadow«, erwiderte Duane. »So spät in der Nacht machen sie da keine Polizeikontrollen mehr.«

Dahin ging es also um zwei Uhr mitten in der Nacht. Außer uns war keine Menschenseele mehr unterwegs – dachten wir zumindest, bis wir uns Parkside näherten und ich erst ein gemurmertes »Oh, Scheiße!« und dann einen dumpfen Schlag hörte und verschwommen einen Schemen wahrnahm – ein Tier? einen Menschen? –, der über die Motorhaube gegen die Windschutzscheibe geschleudert wurde. Als ich aus der Heckscheibe sah, erkannte ich einen Körper, der wie ein Zirkusclown Purzelbäume schlug, bis er mitten auf der Straße liegen blieb.

»Scheiße, was war das?«, sagte Porky.

Peter Johnson

Kein Happy End

144 Seiten

Format 13,5 x 20,5 cm

Gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-401-06265-5